



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

denen es nur einen Nizel bereitet, den großen Mann das Gewicht ihrer Stimme fühlen zu lassen, und die nicht einmal an den Hohn der grimmigsten, unverföhnlichen Feinde des deutschen Reiches denken! Daß es deren eine solche Menge giebt, muß in uns wohl ein unheimliches Gefühl hervorrufen. Was sie wollen? Sa, wenn sie das wüßten! Die Halbbildungsphilister wissen es offenbar noch weniger, als die Massen der sozialdemokratischen Partei.

Mit der Losung: „Rechte so viel als möglich, Pflichten so wenig als möglich, am liebsten gar keine“ große Massen zu gewinnen, das ist am Ende kein Kunststück, und die Führer im Reichstage sind übertrieben bescheiden, wenn sie bald Bismarck, bald Puttkamer, bald den Getreidezöllen das Verdienst zuschreiben, daß sie über immer größere gedankenlose Scharen gebieten. Sie selbst bringen uns fortwährend in die Verlegenheit, entweder an ihrem gesunden Menschenverstande oder an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln zu müssen. Daran ändert es auch nichts, daß sie in den Verhandlungen über das Gewerbegesetz so offenkundig machten, wie sehr ihnen vor Einrichtungen bangt, die den wirklichen Arbeiter befriedigen könnten, denn das geschah nur in der Hitze des Gefechtes. Der Arbeiter darf sich nicht in seine Verhältnisse einleben, er darf nicht sesshaft werden, nicht Interesse an der Erhaltung des ihn beschäftigenden Unternehmens gewinnen; er soll der Enterbte und Verlassene und Unstäte bleiben, damit es den Nichtarbeitern nie an Rekruten gebreche. Herr Bebel leugnet schlechthin, daß es überhaupt noch ein persönliches Verhältnis zwischen Fabrikherren und Arbeitern gebe, und zum Beweise, daß dies gar nicht mehr möglich sei, erinnerte er daran, daß ein Mitglied des Hauses Tausende beschäftige. Und einem Menschen mit solcher Logik und einem „Konfektionär a. D.“ folgen die Arbeiter, von ihnen erwarten sie das goldne Zeitalter! Wem soll dabei nicht unheimlich werden?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Ausland und die Wahl von Geestemünde. Auffallenderweise hat das Ausland dem 15. April mit größerer Spannung entgegengesehen, als das deutsche Volk. Wir wußten ungefähr, was zu erwarten war, und wußten uns auch ohne Schwierigkeit zu erklären, warum die Dinge ungefähr so kommen würden. Das Ausland, dem Deutschland ein unbekanntes Land ist und noch lange bleiben wird, erwartete von dem Wahltag in Geestemünde etwas wie eine Entscheidung zwischen dem Fürsten Bismarck und seinen Gegnern, oder zwischen ihm und seinen Nachfolgern, oder gar zwischen ihm und seinem Monarchen. Als nun der vorläufige Ausfall der Wahl bekannt wurde, die ja noch zu keinem endgiltigen Ergebnis geführt hat, da drangen überallher Stimmen der Verwunderung und des

Stammens: aus Rußland, aus England, aus Frankreich, aus Italien, aus Österreich. Wollte man die verschiedenen Chöre auf ihre Antriebe und auf ihre Gerechtigkeit gegen Deutschland prüfen, man würde eine lehrreiche Studie erhalten. Wir wollen uns hier mit wenigen Bemerkungen über die sonderbarsten unter diesen Stimmen begnügen.

Die russischen und die französischen Stimmen thun sich natürlich hervor. Die russischen Zeitungen vermögen nur eines zu sehen, nämlich daß die Rückkehr des Fürsten Bismarck auf die politische Bühne der jetzigen Regierung sehr unangenehm sein müsse, daß diese aber nicht wage, offen gegen die Rückkehr aufzutreten, und daher im Stillen dagegen arbeite. Wie man sieht, ein reines Phantasiestück russischer Einbildungskraft. Gewöhnlich aber ist das, was sich die Leute einbilden, das Ziel ihrer Wünsche oder der Gegenstand ihrer Furcht. Welchem Wunsch russischer Gefühle entspricht also diese Darstellung? Sie entspricht dem Wunsche, die deutschen Dinge möglichst im Lichte der Verwirrung, der Schwäche und der gegenseitigen Paralyse zu sehen. Gönnen wir den Herren im jugendfrischen Osten diese Einbildung, die sie so glücklich macht!

Unter allen Stimmen aber, die sich über die Wahl in Geestemünde haben nehmen lassen, schallt keine so rauh und widerlich, gleich der eines heisern Trunkenboldes, wie die des Herrn Paul de Cassagnac. Von dem Herrn, den der verstorbene Prinz Napoleon als einen päpstlichen Zuaven charakterisirt hat, wird niemand den Ernst eines gebildeten Mannes erwarten. Wenn wir uns einen Augenblick mit ihm beschäftigen, so geschieht es, weil er in die prahlerische Noheit seiner Verurteilung einen Gedanken eingewebt hat, der vielleicht vielfach in Frankreich wiederkehrt. Auch das wollen wir nicht verschweigen, daß es einen Punkt giebt, wo Herr Paul de Cassagnac die Wahrheit getroffen hat. Er sagt: „Deutschland verdankt alles, alles diesem Manne, der mehr für Deutschland gethan hat, als Cromwell für England, als Richelieu für Frankreich, ebenso viel als Peter I. für Rußland.“ Und nun ergeht er sich mit dem unvergleichlichen Cynismus, der nur ihm zu Gebote steht, in Schmähungen des deutschen Undankes. Er zieht natürlich den Schluß, der richtig wäre, wenn die Voraussetzung zuträfe, daß ein undankbares Volk kein großes Volk sei, und daß die Franzosen, die natürlich immer groß sind, einen Bismarck ganz anders behandeln würden, daß folglich eines Tages die Franzosen wieder die Oberhand über die Deutschen gewinnen werden, weil — wir wollen diese Worte französisch hierher setzen — quand l'âme d'un peuple l'emporte sur l'âme d'un autre peuple, le bras suit tôt ou tard.

Sehr richtig in der That! Aber wie ist uns denn? Hat dieser Prahler alles und jedes vergessen, was, wie man annehmen sollte, den Inhalt seines geistigen Lebens bilden muß? Er hat sich wohl gehütet, bei seiner Aufzählung zu sagen, daß Bismarck mehr für die Deutschen gethan hat, als Napoleon für die Franzosen. Er ist also offenbar nicht dieser Meinung. Wie haben nun die Franzosen, deren Seele, wie Herr de Cassagnac meint, so viel schöner, so viel edler, so viel ritterlicher ist als die deutsche, diesen Napoleon behandelt? Gab es nicht einen Senat, der ihn absetzte, nicht Marschälle und Staatsdiener, die ihn verließen, gab es nicht einen Volkshaufen, der noch 1871 die Vendômesäule umstürzte? Außer Herrn de Cassagnac ist wohl jeder Franzose verständig genug, ohne Widerrede einzusetzen, daß im Punkte der Dankbarkeit die Franzosen den Deutschen nichts vorzuwerfen haben.

Ist denn aber die Wahl von Geestemünde in den Augen verständiger Männer ein Beweis des Undankes? Sie könnte es doch nur in den Augen solcher Männer

sein, die an irgend eine Beziehung glauben zwischen dem allgemeinen Stimmrecht und dem Sinn eines Volkes. In der traurigen Lage, sich stellen zu müssen, als glaubte er an eine solche Beziehung, ist allerdings Herr de Cassagnac. Seine Politik ist ja gebaut auf das widersinnigste der Dogmen, auf das Dogma der untrüglichen Weisheit und Macht des allgemeinen Stimmrechts. Unbefangene Köpfe, die nicht in der Lage sind, mit dem allgemeinen Stimmrecht ein trügerisches Manöver vornehmen zu wollen, von dem sie die Erreichung ihres Zieles erwarten, wissen, daß das allgemeine Stimmrecht, zumal wenn es sich unter der Decke des Geheimnisses abspielen darf, der Freiboden aller kleinen und albernen Leidenschaften ist. Der Geist eines Volkes ist allein in seinen erleuchteten Köpfen, von denen eine elektrische, allerdings, je weiter sie sich von ihrem Herde entfernt, desto schwächer wirkende Kette bis zu den fernsten Enden ausgeht. Das allgemeine geheime Stimmrecht ist nichts als die Absperrung dieses Stromes von der Masse des Volkes, ist nichts als die Befreiung aller kurzfristigen Instinkte, aller niedrigen Begierden. Nur in den seltensten Fällen kann es vorkommen, daß eine edle Leidenschaft sogar den Damm hinwegreißt, den das Geheimnis vor das niedrige Getümmel des allgemeinen Stimmrechts zieht. Ein Staatsmann, dessen gewaltige Hand ganz neue Zustände schafft, hat alle Anhänger des Alten zu Feinden. In Deutschland hat jedermann gewußt, daß der Eigennutz, der sich früher innerhalb der Karikatur des Privatstaatentums gütlich that, den Zertrümmerer dieser Mißwirtschaft haßt, ebenso wie ihn der Radikalismus haßt, für den Herr de Cassagnac das prächtig Wort *Radicaillé* erfunden hat. Wer aber will diese Elemente vom allgemeinen Stimmrecht ausschließen? Ein solches Rezept hat nicht einmal Herr de Cassagnac erfunden, und da wundert er sich, daß auf dem Boden des geheimen allgemeinen Wahlrechts mindestens ebenso viel Ungeziefer herumkrabbeln, als sich gesunde Wesen da bewegen können!



Litteratur

Gedichte von Paul Kunad. Dresden und Leipzig, C. Fiersons Verlag.

Aus der Flut immer neuer lyrischer Sammlungen, die in den seltensten Fällen auch nur ein schönes, warmempfundenes und eigentümliches Gedicht enthalten, taucht dies schlichte Heftchen bemerkenswert hervor. Die Gedichte von Paul Kunad sind Zeugnisse eines echten lyrischen Talents, das sich freilich des modischen Pessimismus nicht völlig zu erwehren vermocht hat, aber seine trübe Grundempfindung wenigstens in wohlklingenden und nicht schrillen Lauten ausspricht. Gedichte wie „Mondnacht,“ „Mittagsstimmung,“ das Ritornell „Bräutlicher Schleier,“ „In der Haide,“ „Das Volkslied,“ „Fertum“ und einige andre sind nicht bloß formell vortrefflich, sondern bergen innere Musik. Wir wünschen dem Dichter gedeihliche Entwicklung und Überwindung jedes unechten Pathos.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig